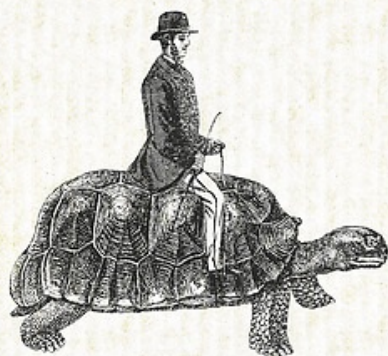


MICHAEL  
HUGENTOBLER



LOUIS  
ODER  
DER RITT  
AUF DER  
SCHILDKRÖTE

ROMAN



an, auch wenn das niemand hören wollte. Eines Tages würde er der Welt seine Revolution präsentieren, die Revolution des Innenfutters, aber noch war die Welt nicht bereit dafür, und Bischofberger erfreute sich daran, zumindest sein eigenes Leben erleichtert zu haben.

Jeden Morgen von acht bis neun Uhr lehnte sich Bischofberger in einem Ohrensessel aus weinrotem Samt zurück, schlug die Beine übereinander und ließ die Kette seiner Taschenuhr durch die Finger gleiten. Louis kniete am Boden und packte probenhalber Staubmantel, Radmantel, Wickelmantel, jedes Hemd, jede Hose und jeden Strumpf.

»Hans!«, rief Monsieur Bischofberger, wenn er die Koffer kontrollierte.

»So ist es viel besser«, sagte Louis.

Louis dachte keine Sekunde daran, sich Plänen zu unterwerfen. Schon gar nicht, wenn sie von einem Mann stammten, der noch nie eine Hose durchgesehen hatte. Schläge fürchtete er nicht, und nur weil einer reich war, hieß das noch lange nicht, dass er ihn als Autorität respektierte. Eine sinnvolle Funktion hatten die Pläne für ihn nur einmal, als er auf dem Weg zur Toilette keine Schachtel von Bischofbergers Vorrat an Aloe-getränktem Gayetty's Toilettenpapier finden konnte und er stattdessen die Packanleitungen mitnahm, die er, auf der Klobrille sitzend, in Streifen riss.

Wann immer Louis mit Monsieur Bischofberger im selben Raum war, begann er, ein Protestlied der Sklaven aus der Zeit des Sezessionskriegs zu singen, das er an der Regent Street gehört hatte, und einmal sagte Bischofberger, sobald sie in New Orleans ankämen, wolle er dieses Lied nie wieder hören, seine Kunden seien schließlich Plantagenbesitzer, worauf Louis noch lauter sang:

*Am I not a man and brother?  
Ought I not, then, to be free?  
Sell me not to one another,  
Take not thus my liberty.*

Eine Woche vor der Abreise war Monsieur Bischofberger klar, dass ihm dieser junge Mann nur Scherereien bereitere. Später würde er der *Chicago Daily News* zu Protokoll geben, er habe sich in Louis' Gegenwart jeweils gefühlt, als sei Louis der Meister und er der Diener. Und dann sei da noch etwas gewesen, das ihn viel mehr irritiert habe.

»Der hat jede meiner Bewegungen kopiert.«

Bis Bischofberger das Gefühl gehabt habe, eine kleinere und jüngere Version von sich im Spiegel zu sehen.

Und warum, würde der Journalist fragen, habe er Louis dennoch weiterempfohlen? Das, würde Bischofberger sagen, könne er sich im Nachhinein auch nicht mehr erklären, es musste mit dem Gefühl der Verantwortung gegenüber einem Landsmann zu tun gehabt haben oder allenfalls mit dem exzentrischen Verhalten von Louis, das er bei einem englischen

Arbeitgeber als weniger problematisch gesehen habe.

Monsieur Bischofberger schickte Louis mit einem Brief zu Sir William Stevenson.



er Aperitif mit Venusmuscheln und gesalzenen Mandeln war soeben vorbei, und nun trug Louis ein Tablett in den Salon, auf dem Toastscheiben mit Kaviar lagen. Die SS Scotia schwankte durch den Indischen Ozean, und Louis versuchte, mit breiten Schritten die Balance zu halten. In zwei oder drei Tagen würden sie in Ceylon anlegen.

Sie waren lange in London geblieben. Anfang Juni hatte das Derby stattgefunden und Mitte des Monats das exklusivere Ascot. Im Juli dann die Henley-Regatta. Die Cricket-Spiele waren als Nächstes dran, zuerst jene zwischen Oxford und Cambridge, dann Eton gegen Harrow.

Louis kam es in dieser Zeit vor, als würde er ein ganzes Meer voll Muscheln an Herren mit gekräuselten Schnauzbärten servieren.

Unter ihnen war stets Sir William Stevenson, ein Mann mit leidenschaftslosen Zügen, der sich große Mühe gab, bei allen gesellschaftlichen Anlässen dabei zu sein und der pflichtbewusst jeden Morgen vor dem Frühstück die Rotten Row im Hyde Park abritt. Er verbrachte viel Zeit im Reform Club, wo er versuchte, Kontakte zu knüpfen oder eine Partie Whist zu spielen, was allerdings meist damit endete, dass er in der Bibliothek gelangweilt in einem der fünfundsiebzigtausend Bücher blätterte. Sir William war ein geistloser Mensch, und niemand mochte sich mit ihm abgeben. Seine Karriere beruhte auf einigen Gouverneursposten, darunter eine malariageplagte Insel mit ein paar Hundert Einwohnern in der Karibik und ein gefrorener Fels am Ende der Welt irgendwo in der Nähe von Patagonien.

Als Anfang August die Moorhuhn-Saison begann und die gehobene Gesellschaft London wieder verließ, um aufs Land zurückzukehren und sich auf die Parforcejagd zu freuen, stiegen Sir William und Lady Stevenson mit ihren zwei Kindern und einem Dutzend Bediensteten aufs Schiff nach Australien. Sir William war als Gouverneur in die Kolonie berufen worden, und zwar in jene Ecke, wo es nur noch Sand und Stein gab und kaum noch Menschen lebten.

Auf den Kaviar folgte die Schildkrötensuppe.

Sir Williams belangloses Wesen und seine trostlosen Ämter waren unter der Gesellschaft Londons derart bekannt, dass sich kein respektabler Diener fand, der bereit war, für ihn zu arbeiten. Das Dienstpersonal des Gouverneurs auf der SS Scotia bestand somit aus jungen Frauen mit unehelichen Kindern und Männern, die nichts taugten.



Dass Louis einen seltsamen Nachnamen hatte, war auch Sir William aufgefallen. Aber er war es gewohnt, Gestalten anzustellen, die keine andere Wahl hatten, als ihm in die Hölle zu folgen; zudem war er auf jeden angewiesen, der freiwillig zu ihm kam, und er stellte keine unnötigen Fragen. Louis reiste mit dem amerikanischen Pass, den Monsieur Bischofberger für ihn beantragt hatte. Hans Roth würde für die nächsten dreißig Jahre Louis de Montesanto bleiben.

Nun kam englischer Lachs an Sauce hollandaise auf den Tisch, mit Gurken garniert. Für den Herrn ein kräftiges Porter-Bier.

Louis hatte unter der Belegschaft die Rolle eines Vorgesetzten eingenommen. Er war der Ansicht, seine Mitarbeiter seien faul und langsam und jemand müsse sie auf Trab halten. Lady Stevenson wechselte ihre Kleider mehrmals am Tag, ihre Petticoats und Röcke mussten gewaschen und gebügelt werden. Die Stevensons verspeisten Zehngang-Menüs, und jemand musste danach die Teller und Gläser und Gabeln und Messer polieren. Louis war der Mann, der diese Arbeiten beaufsichtigte.

Noch in London war er in den Status des Butlers erhoben worden, er durfte nun die ehrenvolle Aufgabe übernehmen, am Morgen Sir Williams Zeitung zu bügeln, damit sich dieser beim Lesen die Finger nicht schmutzig machte. Die Lohnerhöhung hatte er abgelehnt, denn Geld interessierte ihn nicht. »Der wahre Reichtum ist die Freiheit«, hatte er gesagt und dabei Sir William mit einem derart stählernen Blick durchbohrt, dass sein Herr leicht zusammengezuckt war. Die Stevensons sprachen ihn ehrenvoll mit dem Nachnamen an. Die Diener, die Louis unterstellt waren, nannten ihn Mister de Montesanto. Ihm war wichtig, dass sie seinen Nachnamen auf dem S betonten und nicht auf dem A, und er übte es mit ihnen, bis sie es beherrschten.

Der nächste Gang bestand aus Brieschen à la Toulouse und Pasteten à la Financière, gefüllt mit Austern und Trüffeln.

»Rapide, rapide«, zischte er, wann immer er in die Küche kam.

Abends erzählte er den Bediensteten, er sei ein französischer Edelmann italienischer Abstammung und nur hier, um Demut zu erlernen.

Danach mussten alle die Hände auf den Tisch legen, mit gespreizten Fingern, und er inspizierte ihre Fingernägel und zog bei Bedarf die Nagelschere hervor. Er bestimmte, wer wann die Haare zu schneiden hatte, welche Hemden gewechselt werden mussten, wie lange ihre Mahlzeiten dauern durften, und wenn einer auf der Toilette trödelte, bekam er nur Brot als Abendessen, was oft die ganze Belegschaft betraf. Die Kosten für das wöchentliche Bad ließ er ihnen zu überteuerten Preisen vom Lohn abziehen. Und wenn er darauf angesprochen wurde, zog er die Nasenflügel hoch und sagte: »Geld ist die Illusion von Erfolg.«

Sie hassten ihn.

Kurz vor Ceylon hörte er nachts, wie seine Kajütentür leise aufging und danach das Schloss

einschnappte. Er rüttelte an der Klinke, aber die Tür ließ sich nicht öffnen.

In der Dunkelheit auf seinem Bett dachte er an das Butterfass und fragte sich, ob man jemals daraus entrinnen könne. Er erinnerte sich an Emma Campbell und ihre warme Hand, die unter der Bettdecke nach ihm tastete. Er strich der Ganesha-Statue über den Rüssel und wunderte sich, dass er die Gesellschaft seiner Zeitgenossen nicht suchte und ihm Bindungen jeglicher Art ein Graus waren. Stimmen riefen nach ihm, wie schon unter dem Triumphbogen in Paris, sie sagten, er solle seine Kiste packen, er sei ein Zigeuner, kein dressierter Affe.

Am nächsten Morgen wurde das Frühstück ohne ihn serviert. Erst gegen Mittag hörte Louis, wie das Schloss klickte. Sir William stand im Türrahmen, mit dem Blick eines schläfrigen Babys, und versicherte, diese schandhafte Tat aufzuklären.

Den Rest der Fahrt nach Colombo verbrachte Louis an einem Ecktisch im Salon, wo er das Licht beobachtete, das durch die Bullaugen einfiel und sich an den Eichenbänken brach, oder er war auf Deck, wo er zu den Wolken hochsah, die sich vor die Sonne schoben. Einmal glaubte er, im Meer Delfine zu sehen, aber er war sich nicht sicher, es hätten auch Fliegende Fische sein können. Er mochte die tropische Hitze, er fühlte sich leicht benommen, aber es war ein wohliges Gefühl.

Als das Schiff in Colombo vor Anker ging, stand er in seiner Kajüte und hielt sich einen Spiegel vor das Gesicht. Er strich sich mit dem Zeigefinger über die Stirn und versuchte, die Kerben zu glätten, die sich dort vertieft hatten. Er konnte sich nicht erinnern, sie zuvor jemals bemerkt zu haben. Ihm kam es vor, als hätten sie sich über Nacht in seine Haut geritzt.

Das Erste, was er an Land sah, war eine wiederkäuende Kuh neben einem braunen Haufen, über den Fliegen krabbelten. Von irgendwoher wehte der Geruch von Kardamom und Zimt. Im Hafen herrschte ein unsägliches Gedränge. Ein Rikscha-Wallah hinkte vorüber. Auf dem Gehsteig hatte jemand einen großen Topf aufgestellt, in dem Öl blubberte. Ein junger Kerl mit nacktem Oberkörper wollte ihm eine Shiva-Statue aus parfümiertem Sandelholz verkaufen, aber Louis schüttelte den Kopf. Ein gnomhafter Mensch mit beuligem Gesicht, der keine Beine hatte und dessen Hüften auf ein Brett gezurrt waren, hievte sich mit den Fäusten durch den Staub und heulte: »Karma! Karma! Karma!«

Louis schob den Mann mit dem Knie leicht zur Seite und spazierte dann dem Meer entlang nach Süden, setzte sich auf die Terrasse des Galle Face Hotel und bestellte eine Tasse Tee. Am Nebentisch saß ein nobler Bengale. Er trug eine große Brille und einen Vollbart.

»Die Reise macht einen Mann umsichtig«, sagte der Bengale.

Louis nickte zu den Wellen, die sich vor seinen Füßen brachen, und das Einzige, das ihm in den Sinn kam, war Rhabarberkuchen und gebratener Goldregenpfeifer an Mayonnaise. Er kniff die Augen zu Schlitzeln und fixierte den Horizont.

Der Tee kam und ein kleiner Teller mit frischer Mango. Louis tunkte ein Sieb voller